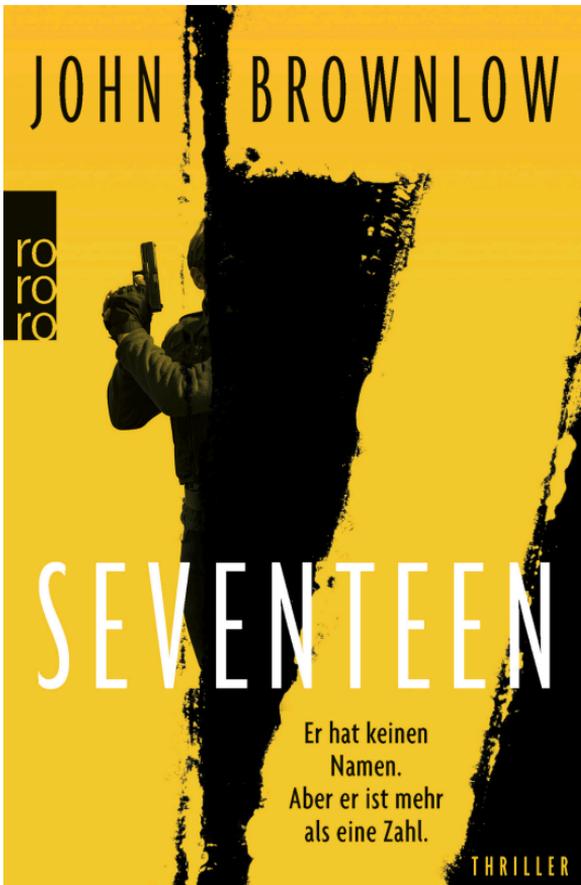


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00851-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

John Brownlow

Seventeen

Thriller

Aus dem Englischen von Stefan Lux

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem
Titel «Seventeen» bei Hodder & Stoughton, London.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

Mai 2023

Copyright © 2023 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
«Seventeen» Copyright © 2022 by Deep Fried Films, Inc.

Redaktion Peter Hammans

Covergestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg

Coverabbildung Collaboration JS/Trevillion Images

Satz aus der Newzald

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH

ISBN 978-3-499-00851-1

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren
Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes
einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Erster Teil

Ein Spion zu sein, ist nicht so, wie Sie glauben.

6 Es ist langweilig.

Mit langweilig meine ich nicht einfach stumpfsinnig.

Ich meine langweilig im Sinne von nervtötend, zum Aus-der-Haut-Fahren, zum Zähneknirschen öde.

In einer Wabe im Großraumbüro zu sitzen, einem von hundert identischen kleinen beigefarbenen Käfigen, das Bürohemd, die Büroschuhe und die Bürokrawatte zu tragen, dem Summen der Klimaanlage zu lauschen und sich zu fragen, was wohl das Tagesgericht in der Kantine sein könnte, mit dem Gedanken zu spielen, nach 11:30 Uhr noch einen koffeinhaltigen Kaffee zu riskieren, und dabei über sechs Monate alten aserbaidischen Zeitungen zu brüten, in der Hoffnung, auf ein winziges Informationshäppchen über Spannungen in den unteren Etagen der politischen Hierarchie Bakus zu stoßen, aus denen sich möglicherweise Profit schlagen ließe.

Baku ist übrigens irre. Durchgeknallt. Wie Dubai auf Steroiden, nur mit mehr Armdrücken. Man trinkt Tee mit Konfitüre, und der Nationalsport wird zu musikalischer Begleitung betrieben. Aber das wissen Sie nicht, denn Sie waren ja niemals dort.

Sie sind Spion – oder, wie Ihre Tätigkeitsbezeichnung Ihnen mit jeder zunehmend schlechter werdenden Leistungsbeurteilung in Erinnerung ruft, Analyst – und müssen in unmittelbarer Nähe Ihres Kollegen ausharren, der noch keine Bekanntschaft mit den Segnungen moderner Deodorant-Technologie gemacht hat, und dabei beschissene Behördenkopfhörer tra-

gen, von denen Ihre Ohren schmerzen, weil die Polsterung schon seit sechs Monaten abgenutzt ist und obendrein eine Ausgabensperre gilt, weil der Kongress den Kopf nicht lange genug aus dem eigenen Arsch rauskriegt, um den Haushalt zu verabschieden.

Und so verstreicht Ihr Leben mit jedem Herzschlag, während Sie den endlosen, in mieser Qualität aufgezeichneten Gesprächen zwischen Omar dem Taxifahrer und Hussein dem Obstverkäufer lauschen, die das Für und Wider der Abseitsfalle diskutieren. Dabei schwindet Ihre Hoffnung, dass die beiden mit irgendeiner Bemerkung verraten, warum Omars Schwager, der inzwischen in Toronto wohnt und sie mit der aufregenden Welt der National Hockey League bekannt gemacht hat, plötzlich mehr Geld auf seinem Konto hat, als Sie in einem ganzen Jahr verdienen – oder je verdienen werden.

Aber nicht alles ist schlecht. Manchmal lässt man Sie Satellitenbilder aus der eritreischen oder mongolischen Wüste auswerten, bis Ihnen die Augen bluten. Der spannendste Moment Ihrer bisherigen Laufbahn war, als Sie ein im Bau befindliches Raketensilo in der Nordhälfte der koreanischen Halbinsel entdeckt haben. Aber als Sie damit zu Ihrer Vorgesetzten gegangen sind, hat sie Ihnen erklärt, dass es sich um eine Kläranlage handele.

Immerhin, Fleißkärtchen für den Versuch.

Was ich sagen will: all dieses Zeug im Fernsehen und im Kino? An exotische Schauplätze reisen und in knallig lackierten, exotischen Sportwagen richtig Gas geben, über Dächer sprinten und unter Beschuss aus automatischen Waffen Ihre Parkour-Fähigkeiten demonstrieren, glamouröse Persönlichkeiten verschiedener Ethnien und unklarer Loyalität vögeln, interessanten Leuten mit schallgedämpften Waffen den Kopf

wegpusten aus Gründen, die bis zum dritten Akt im Dunkeln bleiben, wenn diese Leute plötzlich mit Getöse wieder auftauchen und Ihnen in den Arsch treten?

Das können Sie alles vergessen.

Und das meine ich wörtlich: alles.

Restlos.

8

Es sei denn, Sie sind ich.

Der Bugatti Veyron ist zu viel des Guten, aber das Spesenkonto für diesen Job war besonders großzügig, und wenn ich ein Motto habe, dann dieses: Reite das Pferd in die Richtung, in die es läuft.

Heute ist das Pferd zitronengelb und schnurrt mit 204 Stundenkilometern auf der Überholspur der Bundesautobahn 9 von München nach Berlin. Ich bin kurz vor Nürnberg und spiele mit dem Gedanken, einen Schlenker nach Westen in Richtung Nürburgring zu machen und dort ein paar Runden zu drehen, aber man kann nicht alle Früchte pflücken. Der Wagen könnte locker doppelt so schnell fahren, aber ich will nur so weit das Arschloch spielen wie unbedingt nötig.

Heute ist es unbedingt nötig.

Was das Thema Sichtbarkeit betrifft, gibt es zwei Lehrmeinungen.

Man kann sichtbar sein oder unsichtbar.

Dazwischen gibt es nichts.

Unsichtbar heißt: Sie sind die gestresste Frau mittleren Alters, die an der Sicherheitskontrolle mit Handtasche und Starbucks-Becher jongliert, um ihren Ausweis vorzuzeigen. Sie sind der Putzmann mit schlechtem Englisch und schütterem Haar, der mit einem Mopp um die Tische herum wischt, wo ein Pärchen Harvard-Absolventen – ohne auch nur die Füße zu heben – darüber diskutiert, ob man lieber ein Wasserflugzeug oder eine Jacht mieten sollte, um zur Insel zu gelangen. Sie sind

der graue Mann in der U-Bahn mit fettigen Haaren und Flicken auf den Ellbogen, der nach einem glück- und arbeitslosen Antiquitätenhändler aussieht und eine Plastiktüte voll alter Bücher zu einem Safe House schleppt, wo er über Wasserdampf einen Buchumschlag löst, unter dem neue Ausweisepapiere zum Vorschein kommen.

10 Sie haben keinen digitalen Fußabdruck. Sie benutzen keine Kreditkarten. Sie verwenden Wegwerfhandys, die Sie mindestens einmal pro Woche wechseln. Oder besser überhaupt nicht wechseln, weil Sie, wo immer möglich, physische Kommunikationswege benutzen, tote Briefkästen oder die Post. In einer Welt aus Einsen und Nullen bleiben Sie analog.

Sicherheit durch Unsichtbarkeit.

Wo das Problem liegt?

Es funktioniert nicht. Nicht mehr.

Die Biometrie versaut Ihnen alles. Und nicht nur die automatisierte Gesichtserkennung, die inzwischen überall verwendet wird. Sie können sich eine Papiertüte über den Kopf ziehen, trotzdem wird künstliche Intelligenz Sie an Ihrem Gang identifizieren, an der Art, wie Sie ein Bein mehr belasten als das andere, wie Sie es einwärts drehen. An Ihren Plattfüßen oder der Art, wie Sie die Hüfte neigen oder mit dem Hintern wackeln. Viel Glück beim Überschreiten einer Staatsgrenze, es sei denn, Sie besitzen einen Pass aus einem Land, das die Biometrie noch nicht nutzt, wie Russland – womit Sie noch mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die andere Lehrmeinung?

Sicherheit durch komplette, totale Sichtbarkeit.

Deshalb der Veyron.

Wenn die Leute einen Supersportwagen sehen, sehen sie nur das Auto.

Der Fahrer interessiert keinen. Bestenfalls sehen die Leute eine widerliche Private-Equity-Heuschrecke, einen Dotcom-Bruder, einen unbedeutenden saudischen Prinzen oder die gebotoxte Trophäenfrau eines zentralasiatischen Oligarchen und Ex-Mafiosos. Niemand will solchen Leuten in die Augen sehen, also schaut man weg.

Ich bin nichts von alledem, aber der Blazer, die Rolex, das offene Hemd, die Sonnenbrille und die zurückgegelten Haare bringen die Leute dazu, sich ihren Teil zu denken und mich in die entsprechende Schublade zu stecken.

Auch Sie stecken mich gerade in eine Schublade, das spüre ich. Sie möchten wegschauen.

Gut.

Es funktioniert.

In Berlin lasse ich die Gelegenheit verstreichen, die Überreste der Mauer zu begaffen. Die Zeit des Kalten Krieges wirkt heutzutage fast kurios: verzweifelte Menschen, die sich in Ballons über die Mauer treiben lassen, knietief durch die Scheiße der Kanalisation waten oder als Opfer der Scharfschützen in den ostdeutschen Wachtürmen im Todesstreifen zwischen der inneren und der äußeren Mauer verbluten, gestresste Stasi-Offiziere, die in Autos ohne Kennzeichen loshetzen, um sich die Leichen zu schnappen, bevor die schlechte Nachricht durchsickert.

Die Ironie bestand darin, dass die DDR nicht an der Außenseite der Mauer endete. Sie war nicht die Grenze. Die Ostdeutschen errichteten, ein paar Meter landeinwärts in die eigene Richtung, eine Pufferzone, die ihnen gestattete, die westliche Seite der Mauer, wenn nötig, instand zu halten. Diese Zone war zwar von Westen her zugänglich, doch hatten die

westdeutschen Behörden hier keinerlei Befugnisse. Es war eine Art Partyzone, buchstäblich ein Niemandsland, wo man von keiner Gerichtsbarkeit belangt wurde. Aus jener Zeit gibt es uralte Geschichten über Leichen mit Schusswunden im Hinterkopf, die dort abgeladen wurden. Angeblich brachte die CIA ihre Opfer in die französische Zone, die Franzosen ihre in die britische Zone, und die Briten nutzten die amerikanische Zone. Was einem mehr über die diplomatischen Beziehungen zwischen den westlichen Nuklearmächten auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges sagt als ein vierjähriges Studium der Politikwissenschaften.

Ich komme an der Touristenattraktion des Checkpoint Charlie vorbei und fahre in die Tiefgarage eines der hoch aufragenden Bank-Monolithen aus Stahl und Glas rund um den Potsdamer Platz. Kaum sieht der Mann vom Parkservice den Bugatti, schießt er auch schon aus seinem kleinen Kabuff. Er ist so fasziniert von dem Auto, dass er mich praktisch keines Blickes würdigt. Der Kerl ist mindestens sechzig, und sein Gesichtsausdruck lässt mich vermuten, dass er, als er auf dem herrlich weichen Leder des Schalensitzes Platz nimmt, den ersten natürlichen Ständer seit zehn Jahren bekommt.

«Verkratzen Sie ihn nicht», ermahne ich ihn, obwohl es mir völlig gleichgültig ist. Aber ich will ihn ins Schwitzen bringen, damit die Forensiker bequem seine Fingerabdrücke nehmen können. Meine werden sie dank der Kalbslederhandschuhe nicht finden, aber man kann nicht vorsichtig genug sein.

Ich nehme das Ticket und gehe zum Aufzug.

Er sieht nicht, wie ich es in einen Mülleimer fallen lasse.

Ich werfe einen letzten Blick auf den davonfahrenden Bugatti.

Und denke im Stillen: Ich hasse die Scheißkarre.

Ich habe Ihnen meinen Namen noch nicht genannt. Und zwar deshalb, weil es nicht mehr meiner ist. Er gehört zu einer anderen Person, einer, die ich mal war und die zu verkörpern ich vor langer Zeit aufgehört habe. Wahrscheinlich gibt es keine zehn Menschen mehr, die sich an diese Person erinnern. Nicht, weil ich den anderen irgendetwas angetan hätte, sondern weil diese Person ein Nichts war, ein Niemand, eine Ziffer, ein Satz ohne Bedeutung.

Ich habe all diese Menschen hinter mir gelassen. Ich vermisse sie nicht, und das beruht auf Gegenseitigkeit.

Bei Menschen, die ich heute kennenlerne, geht es darum, dass es mir nützt, für wen sie mich halten. Das hat nichts mit Schauspielerei zu tun, so wenig, wie Schauspielerei eben mit Schauspielerei zu tun hat. Sondern damit, jemand zu *sein*. Das Tolle daran, dass man keine richtige Identität hat, keine festgelegte Persönlichkeit, ist die Möglichkeit, aus einer Hülle heraus- und in die nächste hineinzuschlüpfen, wie diese nackten Einsiedlerkrebse, die sich, sobald sich im Spülbecken ihres Schneckenhauses das Geschirr stapelt, schnell ein neues suchen.

Die Leute in meiner Branche kennen mich unter einem einzigen Begriff.

Madonna, Cher, Pelé, Beyoncé, Michelangelo, Plato, Seinfeld, kurz und knackig.

Ich bin Seventeen.

Jünger, als Sie glauben.

Gepflegt, aufdringlich, manchmal ein bisschen zu laut.
Mit einem dieser amerikanischen Akzente, die sich schwer einordnen lassen.

Ein bisschen abstoßend.

Scheiße, nein. *So richtig* abstoßend.

Es ist okay, wenn Sie mich nicht mögen. In meiner Branche geht es nicht darum, gemocht zu werden.

14

Seventeen, weil es vor mir sechzehn andere gab.

Eine Nummer ist wie ein Orden. Man ist der fünfundvierzigste Präsident der Vereinigten Staaten, die zwölfte Miss Universum oder der aktuelle Boxweltmeister im Schwergewicht. Kurz gesagt: Man ist der Beste. Der Mächtigste, der Schönste, der Stärkste oder – in meinem Fall und bei meinen sechzehn Vorgängern – der Tödlichste. Und aus diesem Grund der Gefürchtetste.

Niemand kann noch mit Sicherheit sagen, wer die Eins war. Ich würde auf Zigmund Markovich Rosenblum tippen. Vielleicht möchten Sie ihn googeln, falls Sie jemanden in der Nähe haben, der Ihre Augäpfel aufsammelt, wenn sie herausfallen und über die Straße kullern.

Er ist der Einzige, den Sie bei Wikipedia finden. Der zweite war ein Kind, dessen Eltern vom Zaren ermordet wurden. Seit-her obdachlos, wurde er bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs vom deutschen Geheimdienst geschnappt und in Spionage und Sabotage ausgebildet. Er kehrte auf die Straßen von Sankt Petersburg zurück und berichtete über Truppenbewegungen, wandte sich dann aber heimlich gegen seine deutschen Herren und wurde zum Doppelagenten. Das alles bis zu seinem zwölften Lebensjahr.

Von den Nummern drei bis fünfzehn steht zweifelsfrei fest,

dass sie tot sind. Es wird Sie kaum überraschen, dass kein einziger natürlicher Todesfall darunter war. Es sei denn, man betrachtet den Sturz aus einem Fenster (Seven) oder aus einer 737 (Thirteen) als natürlichen Tod.

Sixteen, mein unmittelbarer Vorgänger, ist ein Rätsel. Er ist einfach verschwunden. Hat sich, aus Gründen, die niemand kennt, auf der Höhe seines Schaffens zur Ruhe gesetzt. Sich einfach verabschiedet, auf Nimmerwiedersehen.

15

Und ich? Ich bin in sein Schneckenhaus geschlüpft.

Der Aufzug bringt mich nach oben. Er ist an der Außenwand des Gebäudes angebracht; während der Fahrt verschiebt sich meine Perspektive auf Berlin. Das Reichstagsgebäude, der Tiergarten und Schloss Charlottenburg scheinen ihre Positionen zu verändern. Im siebten Stock hält der Aufzug, eine junge Frau in blauem Bleistiftrock und weißer Bluse steigt ein. Sie trägt einen Stapel Akten und sieht mit ihren hinten festgesteckten schwarzen Haaren irgendwie italienisch aus. Sie lächelt mich an, ich spüre einen kurzen Anflug von Mitleid, weil sie zwischen diesen lüsternen Idioten hier festhängt. Einer von denen wird ihr sicher einen Antrag machen, sie heiraten und darauf bestehen, dass sie ihren Job aufgibt und stattdessen eine Horde von Replikanten aufzieht. In einer dieser riesigen steinernen McMansions, die Berlin heutzutage umringen wie zum Zuschnappen bereite Bärenfallen.

Ich werfe einen Blick auf ihre Hand. Er hat ihr den Antrag schon gemacht, wie mir der klobige, glitzernde Verlobungsring verrät.

Vielleicht halten Sie mich wegen solcher Gedanken für einen Arsch. Und vermutlich haben Sie recht. Aber so läuft es halt. Banken, private Finanzierungen, Risikokapital – in dieser Welt steht Gleichberechtigung ziemlich weit unten auf der Agenda.

Ich frage mich, ob ihr Verlobter, wer immer er sein mag, zu den Leuten gehört, die ich umbringen werde.

Der Aufzug hält mit einem Klingeln. Ihre Etage. Sie steigt aus.

Ich sehe ihr nach.

Ich hoffe um ihretwillen, dass er dazugehört.

Am Empfang sitzt die nächste junge Frau. Sie trägt eine Tonne Make-up und Kunstperlen. Eine von denen, die man im Auge behalten muss, weil sie clever sind. Sie stehen mit beiden Beinen in der Realität. Sie haben mit allen zu tun, vom Briefträger bis zum Staatschef. Die jüngeren, aufstrebenden Banker, die noch Vierundachtzig-Stunden-Wochen abreißen und bis nachts um drei an Angeboten arbeiten, stellen ihnen nach, ohne die Absicht, sie jemals Mummy und Daddy vorzustellen.

17

Sie sieht mich kommen, und noch bevor ich meine Sonnenbrille abnehmen kann, weiß ich, dass sie mich taxiert hat. Zwar lächelt sie, aber dieses Lächeln verrät, dass sie alles an mir hasst, vom handgearbeiteten Leder meiner Schuhe über die Bügelfalte meiner Hose und das Muster meiner Krawatte bis zu dem blendenden Weiß meiner für viel Geld gerichteten Zähne.

Ich liebe sie jetzt schon.

Sie ist auf glatte Weise freundlich, was sie bestimmt eine Menge Energie kostet. Ich sage, dass ich um drei Uhr einen Termin mit Gerhard Meyer habe, was den Tatsachen entspricht. Er ist Verkäufer, was bedeutet, dass schmieriges Gesindel wie ich sich bei ihm tagein, tagaus die Klinke in die Hand gibt. Er glaubt, dass ich einen in Toronto ansässigen Pensionsfonds für Lehrer vertrete, und hofft, mir eine dubiose Privatplatzierung aufschwätzen zu können. Mit der Provision könnte er seine dritte Scheidung finanzieren, jetzt, wo er seine Assistentin vögelt.

Ich bin dem Mann nie begegnet und werde ihm auch nie begegnen, aber ich kenne diese Typen.

Der Wartebereich ist mit Grüppchen von Anzugträgern gespickt, Bittsteller am Hofe des Mammons – Aktenkoffer auf den Knien, zusammengesteckte Köpfe, vor Nervosität feuchte Achseln. Sie alle hoffen, dass dieses Treffen, anders als die neun zuvor, den Kreditrahmen erweitern und das unaufhaltsame Tempo stoppen kann, mit dem ihr schwindendes Kapital gen null strebt. Meyer dagegen will verkaufen, nicht kaufen, deshalb wird er mich nicht warten lassen.

Sein Assistent erscheint, keine Frau, sondern ein junger Schwarzer – Somalier vielleicht? –, unglaublich schlank, hohe Wangenknochen, eng geschnittene und perfekt sitzende graue Hose. Er macht einen netten Eindruck. Vögelt Meyer ihn? Wenn ja, hat er einen besseren Geschmack, als ich ihm zuge-
traut hätte.

Der Assistent heißt Bashir. Ich habe keine Lust, ihn zu töten, sodass ich meinen Plan leicht abwandle und ihm an dem Konferenzraum mit meinen Zielpersonen vorbei zu Meyers Büro folge, wo Meyer aufsteht und mir zum Gruß die Hand entgegenstreckt. Er hat einen endlosen Schnurrbart, mehr gibt es zu ihm nicht zu sagen. Bashir bietet an, mir einen Kaffee zu holen. Ich bitte um einen doppelten Espresso macchiato, weil er dafür eine Weile brauchen wird, dann entschuldige ich mich bei Meyer und frage nach den Toiletten.

Er erklärt mir den Weg. Ich lasse meinen Aktenkoffer zurück, in dem die Polizei später nur ein Exemplar von Derridas *Grammatologie* finden wird. Das Buch dient einerseits dazu, dem Aktenkoffer ein glaubwürdiges Gewicht zu verleihen, vor allem aber sollte man, wenn man schon einen Hinweis zurücklässt, ihn so verwirrend und bedeutungslos wie möglich halten.

Ich verlasse das Zimmer.

Am Waschbecken betrachte ich mein Gesicht.

Männer aus meiner Branche – Frauen nicht, bei Frauen ist es anders – erkenne ich meilenweit gegen den Wind. Manchmal liegt es an der Breite ihrer Schultern, die den Rücken des Sakkos zusammenzieht. An ihrem soldatischen Gang. Manchmal auch an etwas Subtilem wie einem Gurtband oder etwas so Offensichtlichem wie einer gebrochenen Nase. Manchmal sind es der herausgewachsene Armee-Haarschnitt oder die Bartstoppeln und toten Augen des Söldners, der ein bisschen zu viel Spaß daran hatte, auf staubigen Nebenstraßen Zentralasiens die Kehlen von Teenagern aufzuschlitzen. Einige, und das sind die Gefährlichsten, umgibt eine Stille, die verstörend wirken kann. Wenn Sie auf die Hände dieser Männer schauen, werden Sie feststellen, dass sie kaum Ringe tragen. Wenn Sie den Grund wissen wollen und einen starken Magen haben, googeln Sie «Décollement».

19

Bei mir gibt es keins dieser Hinweiszeichen.

Ich wirke weniger kräftig, als ich bin, meine Kleidung ist für viel Geld so geschneidert, dass sie meine Muskeln verbirgt. Bei meiner Frisur würden Sie schwören, dass meine Haare nie Bekanntschaft mit dem Rasierer eines Ausbildungslagers gemacht haben. Ich bin groß genug, um Ihnen in die Augen zu schauen, ohne bedrohlich zu wirken – es sei denn, ich will es so. Sie würden nie darauf kommen, dass meine Nase dreimal gebrochen war, weil ich sie mir jedes Mal für teures Geld von einem Mann aus Beverly Hills habe richten lassen. Ich benutze Feuchtigkeitscreme, nicht aus Eitelkeit – von der ich mich nicht freisprechen will –, sondern um die Auswirkungen von Wüstensonne und arktischen Winden auf meiner Haut zu kaschieren.

Am Mittelfinger meiner rechten Hand steckt ein silberner Ring mit einer Gravur auf der Innenseite.

Wenn wir uns ein bisschen besser kennen, verrate ich Ihnen vielleicht, wie sie lautet.

Ich greife unter mein Sakko und ziehe meine Pistole aus dem verborgenen Halfter.

Amateurfotografen lieben es, über Kameras zu reden. Profis scheren sich in der Regel nicht darum. Ich meine, klar haben sie ihre Vorlieben, aber einem Profifotografen gelingt die Aufnahme auch mit einer aus einer Blechbüchse gebastelten Lochkamera. Das Foto wird immer noch besser sein als alles, was Amateure wie Sie mit der teuersten Kamera der Welt zustande bringen.

Aber wenn Sie ein bisschen tiefer schürfen, entdecken Sie, dass es für jeden dieser Profis eine Kamera gibt, die immer noch eine Magie ausstrahlt. Es mag die Leica M2 mit einem 1:1,4/35 prä-asphärischen Summilux-Objektiv für den speziellen Cartier-Bresson-Glanz sein. Vielleicht auch eine ramponierte alte Rolleiflex TLR, wie Hitler sie benutzt hat. Oder eine Widelux, deren Räderwerk die Linse horizontal über einen 150-Grad-Winkel schwenkt und eine Panoramaaufnahme ermöglicht. Oder ... na ja, Sie verstehen, worauf ich hinauswill.

Was ist der gemeinsame Nenner all dieser Modelle?

Sie funktionieren mechanisch. Nichts passiert automatisch. Sie machen, was man ihnen sagt, nicht mehr und nicht weniger. Die Schaltgetriebe der Kamerawelt.

Was mich auf die B&T VP9 Welrod 9 mm bringt.

Die in der Schweiz produzierte, handbetätigte Pistole mit Kammerverschluss zählt zu den wenigen schallgedämpften Modellen, die tatsächlich leise sind. *Hollywoodmäßig* leise. VP steht für «Veterinärpistole», denn sie war ursprünglich für Tierärzte gedacht, die Tieren den Gnadenschuss geben wollten,

ohne die Nachbarn zu erschrecken. Mein Gott, wie das Ding sich anfühlt. Nichts ist Show, nichts soll beeindrucken. Sie ist einfach da, schwarz und makellos glatt, und sie flüstert einem zu: Ich weiß, was du tun musst, und ich werde es tun, und ich werde dich dafür nicht verurteilen.

Wenn ich Fotos machen würde, dann erstklassige.

Ich verlasse die Toilette. Ich weiß, wo der Konferenzraum ist, nicht nur, weil Bashir mich gerade an ihm vorbeigeführt hat, sondern weil ich mich sechs Wochen lang mit den Plänen des Gebäudes vertraut machen konnte und jeden Quadratzentimeter auf jeder einzelnen Etage kenne. Als ich mich auf den Weg mache, atme ich tief in den Bauch: ein – Luft anhalten – aus durch den Mund. Ich will, dass mein Puls so niedrig wie möglich ist.

An einem guten Tag kann ich ihn problemlos auf fünfzig absenken.

Ich taste mit den Fingern am Handgelenk nach dem Puls. Zehn Sekunden. Acht Schläge.

Achtundvierzig.

Ich drücke die Mattglastür auf.

Ich weiß, wer im Raum ist, und dank des Organigramms auf der Website habe ich eine grobe Vorstellung davon, wer auf welchem Platz sitzt. Erfreulicherweise zeigt dieses Organigramm nur Fotos der Führungskräfte. Vor langer Zeit hat mir mal jemand gesagt, man solle nett zu den Assistenten sein, und dazu gehört auch, dass man sie nur im absoluten Notfall tötet.

Ich weiß auch, dass ich nicht auf Sicherheitsleute stoßen werde. Warum? Weil das hier ein Heimspiel ist.

Sie wissen sicher, wie Geld – richtiges Geld, Scheiß-auf-dich-Geld, die Art Geld, die auf den Konten von Schweizer Privatbanken herumliegt, also Erträge aus Waffengeschäften und

staatlich sanktionierten Fischzügen, das Geld, das niemals gewaschen werden muss, weil es dank Matroschka-ähnlicher Kapitalgesellschaften nie auf dem Radar von irgendwelchen Leuten aus den Finanz- oder Strafverfolgungsbehörden auftaucht –, wie dieses Geld sich durch die Welt bewegt?

Ich rede nicht von Bitcoins.

24

Es funktioniert so: Sie, ein Milliardär mit Blut an den Händen, möchten Geld von A nach B bewegen. Sie treffen sich mit einem Ihrer Leute in einem SCIF, was für Secure Compartmented Intelligence Facility steht: einen Raum in einem Faraday'schen Käfig, abgeschirmt gegen elektromagnetische Strahlung, akustisch, elektrisch und atmosphärisch isoliert. Glauben Sie mir, Sie als Milliardär haben so ein Ding.

Sie geben Anweisungen. Ihre Leute rufen in Zürich an, ein Gnom im Anzug setzt sich in einen Privatjet, und zwölf Stunden später steht Ihr privater Banker mit Ihnen im SCIF. Sie sagen ihm, Sie wollen Geld von A nach B bewegen, und nennen ihm die Summe. Er fliegt mit seinem Privatjet zurück nach Zürich und führt die Transaktion über das vom neuesten technischen Stand geschützte Computersystem aus, mit dem Ihr Konto verwaltet wird.

Es ist die Art Verschlüsselung, die kein Hacker jemals knacken wird, weil es nichts zu knacken gibt.

Bloß dass es einen Schwachpunkt gibt.

Den Gnom. Er ist gerade auf dem Weg vom Flughafen Zürich zu seinem Büro, als seine Limousine gerammt wird. Maskierte Männer schleppen ihn in ein Lagerhaus, wo sie eine Methode anwenden, die in der Branche als «Gummischlauch-Kryptografie» bezeichnet wird. Denn sie läuft in ihrer simpelsten Form darauf hinaus, dass die Zielperson mit einem Gummischlauch geschlagen wird, bis sie das Passwort verrät.

Das ist schnell, gewalttätig und extrem effektiv.

So wie ich.

Was ich sagen will: Wenn Sie der Milliardär sind, gehen Sie keine Risiken ein. Ihr Arbeitsplatz, Ihr Turm aus Stahl und Glas, ist Ihr Refugium.

Ihr Zuhause, Ihr *sogenanntes* Zuhause, ist voll misstrauender Söhne und Töchter, deren größte Sorge darin besteht, wer wann was erben wird. Dazu eine Gattin, die Sie aus gutem Grund verachtet, aber durch die Bedingungen des Ehevertrags gebunden ist und sich im Augenblick besessen an der Frage abarbeitet, welche Sorte Ziegel sie für das Dach des Südflügels aus Italien importieren soll.

Kurz gesagt, es ist ein Kriegsschauplatz.

Sie beginnen, sich zu entspannen, wenn Sie sich in das weiche schwarze Leder Ihrer gepanzerten Limousine fallen lassen, aber richtig sicher fühlen Sie sich erst, wenn Sie in den Schlund der Tiefgarage eintauchen und – ah! – im privaten Aufzug ins Shangri-La Ihres riesigen Penthouse-Büros fahren. Das mit einem geschmacklosen Cocobolo-Schreibtisch aufwartet, mit ironischem Pseudo-*Jetsons*-Ramsch aus der Jahrhundertmitte, vergoldetem Diktator-Chic oder was auch immer Ihnen hilft, sich wichtig oder jünger zu fühlen.

Es ist Ihr Schloss, Ihr Hof, Ihr Reich, der Ort, an dem Sie König sind, an dem Ihr Wort Gesetz ist.

Hin und wieder kommen Sie aus einer Vorstandssitzung oder einer Verhandlung, und die Bauern senken ihre Häupter, wenn Sie vorbeigehen. Dann fühlen Sie sich gewollt. Geliebt.

Und genau deshalb lässt Ihre Wachsamkeit nach.

So mag ich es.